

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 10

Artikel: Die Entmythologisierung der Freiheit : oder die Umschulung des Geistes
Autor: Jurgensen, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MANFRED JURGENSEN

Die Entmythologisierung der Freiheit

oder Die Umschulung des Geistes

Mit seinem *Wilhelm Tell für die Schule* setzt sich Frisch mit einem Thema auseinander, das ihn bekanntlich von Anfang an gekennzeichnet hat, das aber im Verlaufe seines Werkes in stets gewandelter Form in Erscheinung tritt: es ist das (keineswegs nur persönliche) Verhältnis zur Schweiz¹. Wie kein anderer Schweizer Schriftsteller seit Keller hat sich Frisch diesem Thema verschrieben, mit einer Konsequenz, die an Intensität und Nachhaltigkeit den grossen Vorläufer noch zu übertreffen scheint.

Frisch begann bescheiden: sein Erstling *Antwort aus der Stille* bezeugt den (missglückten) Versuch, das Heimatland sprachlich zu beschwören, ein Unterfangen, das ihm nach dem gleichfalls misslungenen *Jürg Reinhart* dann erstmals in dem Roman *Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle* (in deutlich Zollingerschem Gefolge) gelingen sollte. Immer aber schon war seine bekenntnishafte Liebe zur Heimat untrennbar mit einer ebenso offenerherzigen Kritik verbunden, einer Kritik, die, wie wir meinen, eben dieser Liebe und dieser Verbundenheit entspringt. Sie meldet sich zunächst in dem Bewusstsein der heimatlichen, einstweilen noch nurmehr geographisch bedingten Enge. In zunehmendem Masse wendet sich Frisch jedoch dem geistigen Leben in der Schweiz zu. Sein Kriegstagebuch *Blätter aus dem Brotsack* veranschaulicht deutlich, wie sehr der eigene Militärdienst zum Heranwachsen eines solchen Bewusstseins beigetragen hat. Frisch musste erfahren, dass es zwar eine Politik der Neutralität, nicht aber einen neutralen Geist geben kann.

Ein zweites Tagebuch, das der Jahre 1946 bis 1949, sollte sich als das bisher wichtigste persönliche Bekenntnis dieses Schriftstellers erweisen. Auch hier führt die eigene Erfahrung zur geistigen Auseinandersetzung mit der Zeit. Frisch sucht hier nach der Verbindlichkeit des eigenen Erlebnisses. Zugleich weiss er, das Dasein des anderen auf die eigene Existenz zu beziehen. An solcher wechselseitigen Verbindlichkeit entzündet sich sein literarisches Werk. Es ist Ausdruck eines sozialpolitischen Bewusstseins, das sich selbst beinhaltet. Keineswegs zufällig finden sich im *Tagebuch 1946–1949* die ersten Fassungen zahlreicher Werke, die im folgenden entweder zu Schauspielen oder Romanen ausgearbeitet werden. Die Ankündigung eines neuen

Tagebuches 1966–1970 lässt auf eine fruchtbare Fortsetzung dieses gesellschaftsverpflichteten Werkes hoffen.

Wilhelm Tell für die Schule ist der Versuch, ein nationales Freiheitskonzept zu entmythologisieren. Das Buch wirkt, seiner Absicht gemäss, ernüchternd. Es geht Frisch also auch hier um die geistige Haltung seines Volkes. Nicht die Freiheit der Schweiz wird verworfen, wohl aber die Mythologisierung eines Freiheitsbegriffs, der auf Missverständnis oder Unwissen beruht.

Um einen übernommenen Freiheitsmythos in Frage zu stellen, entwickelt Frisch die mögliche Geschichte des Ritters Konrad oder Grisler, eine Erzählung, die der Autor regelmässig mit dokumentarischen Anmerkungen unterbricht, eine Freiheitsfabel also, die offen bleibt, weil sie immer wieder der historischen Auslegung bedarf. In *Wilhelm Tell für die Schule* wird der Schweizer Freiheitsmythos imaginativ historisiert und dialektisch kritisiert. Bezeichnenderweise beginnt Frisch seine Erzählung mit dem Wort «wahrscheinlich» (S. 7): für ihn ist es keineswegs ausgemacht, was sich im Jahre 1291 in der Urschweiz ereignete und wer die an der Begebenheit Beteiligten waren. Er entwirft die Gestalt eines Konrad von Tillendorf, gesteht aber sogleich, dass der Held seiner Erzählung «vielleicht auch ein anderer» sein könnte, jemand, «der Grisler hiess und in den gleichen Diensten stand» (ebd.). So steht sein Bericht bewusst im Zeichen eines «Vielleicht» oder «Wahrscheinlich». Die Personen seiner Handlung bleiben hypothetisch. Darin ist Frisch der imaginativen Gedankenformel seines *Gantenbein*-Romans treu geblieben; auch im *Wilhelm Tell* werden Varianten ausprobiert, die sich wiederum aus der bekannten Floskel für das Imaginierte ergeben: ich stelle mir vor. Mit seinem neuesten Buch hat Frisch mögliche Ansichten über einen Schweizer Nationalhelden dargelegt, die ein dialektischeres Verhältnis zum geschichtlichen Freiheitskonzept in der Schweiz ermöglichen sollen. In diesem Sinne provoziert das Werk: es will zur Auseinandersetzung mit dem Wesen und dem Begriff der Freiheit anregen.

Im Gegensatz zur historischen Überlieferung will Frischs imaginative Geschichte nicht dogmatisch interpretiert werden. Der Autor begnügt sich damit, eine mögliche Alternative zu gestalten. Er warnt davor, die Freiheit als literarischen Unterrichtsstoff zum geschulten Ideal, zum doktrinären Mythos entarten zu lassen. Frischs «Schulbuch» will zu denken geben. Schon sein Untertitel, «Mit alten Illustrationen», ist ironisch gemeint: Frisch benutzt herkömmliche Vorstellungen, um sie in Frage zu stellen.

Auch in dieser Arbeit bedient sich Frisch eines hypothetischen Erzählstils. Die nurmehr bedingte Gültigkeit seiner Geschichte wird nicht allein durch die 74 Anmerkungen hervorgehoben, die den gemächlichen Erzählfluss immer wieder unterbrechen. Der Bericht selbst weist auf die Relativität des Gesagten hin. Frisch schreibt beispielsweise nicht: «Es herrschte

Föhn», sondern: «Wahrscheinlich herrschte Föhn . . . » (S. 7). Der Protagonist wird stets «Ritter Konrad oder Grisler» genannt (S. 8). Auch von dem Schiffer auf dem Vierwaldstättersee heisst es nur, dass er «wahrscheinlich Ruodi hiess» (S. 9). Selbst vom Imbiss, der auf dem Nauen eingenommen wird, erfährt der Leser nur, dass es «wahrscheinlich Käse und Brot, auch harte Eier» gewesen sein mochten (S. 10). Allenfalls bezieht sich der Erzähler auf eine angeblich überlieferte Information, die das Ungewisse des Berichteten unterstreicht. So steht am Ende des ersten Abschnittes die Bemerkung: «Hingegen soll der Herr Vogt kurz darauf sein Pferd angehalten haben . . . » (S. 11). Die Verantwortung für eine solche Behauptung kann und will der Erzähler selbst nicht übernehmen. So lassen sich auf fast jeder Seite dieser Geschichte unmissverständliche Hinweise auf den bewusst hypothetischen Charakter des Dargelegten anführen.

Untrennbarer Bestandteil der Frischschen Tell-Geschichte sind die Anmerkungen, die den einzelnen Abschnitten der Erzählung folgen. (Nur der letzte, vierzehnte Abschnitt steht für sich gesondert, gleichsam in der Hoffnung auf eigene Anmerkungen des Lesers.) Es handelt sich bei diesen Erläuterungen ausnahmslos um dokumentarisch-biographische Belege, die zur Entwicklung des Schweizer Freiheitsbegriffs Stellung nehmen.

Was ergibt sich aus solcher Gegenüberstellung? Einmal wird die Handlung des Berichts dadurch perspektiviert. Wenn es in der Erzählung beispielsweise heisst, dass sich der Ritter «an der Geburtsstätte unserer Freiheit» befand (S. 21), so präzisiert eine folgende Anmerkung: «Freiheit im Sinn von staatlicher Souveränität» (S. 25). Unmissverständlich ist Frischs Anliegen, den Ursprung eines freien Schweizervolkes mit dem gegenwärtigen Geist der Freiheit in seinem Lande zu vergleichen. In der Mythologisierung eines historischen Ereignisses sieht er die Gefahr einer selbstgefälligen Kritiklosigkeit. So zitiert er Marcel Beck (1970), der darauf hinweist, dass «die Eidgenossen . . . nur zum Teil jenes Volk freier Bauern» darstellten, «mit dem unsere patriotische Phantasie die Urschweiz besiedelt». Eben weil die damalige Gesellschaft noch der Sozialstruktur des Mittelalters entsprach, notiert Frisch in einer Anmerkung: «Infolgedessen hat der Reichsvogt korrekterweise mit dem Freiherrn von Attinghausen zu verhandeln, nicht mit dessen Leibeigenen» (S. 19). Seine «mögliche» Geschichte des Ritters Konrad oder Grisler orientiert sich also an den historischen Tatsachen, nicht wie Friedrich Schillers Drama an dem «Gerücht» der «patriotischen Chronik des Aegidius Tschudi» (Anmerkung 8, S. 20).

Wichtiger noch scheint Frisch der unmittelbare Bezug zur Gegenwart. Es gelingt ihm, den freiheitsmythologischen Ursprung der Eidgenossenschaft mit der Problematik einer militärischen und geistigen Landesverteidigung in direkte Verbindung zu setzen. Davon legen insbesondere die An-

merkungen 38 und 40 Zeugnis ab. Frisch hebt hervor, dass unter Freiheit die Eidgenossen von 1291 in erster Linie «Freiheit von Habsburg» verstanden. So richtet sich der ursprüngliche Freiheitsbegriff «keineswegs auf die einheimischen Besitzverhältnisse»; gemeint war vielmehr «die Freiheit der einheimischen Freiherren, ihre Unabhängigkeit, die mit Leib und Seele zu verteidigen auch das einfache Volk verpflichtet ist.» Die Konfrontation mit der Gegenwart lautet dann so: «Die schweizerische Armee (jeder Schweizer ist wehrpflichtig) dient heute noch diesem urschweizerischen Freiheitsbegriff». Für Frisch gibt es auch gegenwärtig kaum einen Unterschied zwischen den Voraussetzungen einer militärischen und einer geistigen Landesverteidigung, wie er in den ausserordentlich hohen Militär-Ausgaben der Schweiz und in dem allzu voreiligen «Bekenntnis zu diesem Staat» des Zürcher Literaturkritikers Werner Weber zu erkennen glaubt. In beiden Fällen sieht er mit deutlichem Sarkasmus, «wie lebendig nach sechs Jahrhunderten dieser bedingungslose Willen zur Unabhängigkeit ist» (S. 66). Frisch fragt sich, was für ein Freiheitsgeist auf solche Weise verteidigt wird. Werner Webers Bekenntnis zum Schweizer Rechtsstaat hält Frisch kommentarlos die Gefängnisstrafen für Dienstverweigerer entgegen.

Das Buch lässt keinen Zweifel daran, dass Frisch den geistigen Freiheitsbegriff in der Schweiz als mythologisch-konservativ und reaktionär-kapitalistisch deutet. Er definiert «die urschweizerische Denkart» als «ihr Anspruch auf Unabhängigkeit durch strikte Nicht-Integration (Neutralität)». Diesem angeblich neutralen Geist gegenüber erinnert Frisch daran: «noch 1970 ist die Schweiz bekannt als Goldhort ersten Ranges und Nicht-Mitglied der UNO». Damit wird der Verdacht deutlich ausgesprochen, dass in Wahrheit ein ganz anderer Geist die Politik der Eidgenossenschaft bestimmt: der Geist des Besitztums, der Ausbeutung und der Furcht vor dem intellektuellen Wagnis. Frisch belegt auch dieses kapitalistische Freiheitskonzept durch einen Rückbezug auf den geschichtlichen Ursprung der Eidgenossenschaft. Seit jeher war es «der Wille der Eidgenossen . . ., keine Verpflichtungen gegenüber einem Völkerverein einzugehen, sondern sich auf die Nutzniessung der Pässe zu beschränken». Darin hat sich seit dem Jahre 1291 nichts geändert. Frischs Anmerkung schliesst mit einem Zitat von James Schwarzenbach, Begründer der Nationalen Aktion, der am 1. August vergangenen Jahres die Erklärung ablegte: «Unabhängigkeit ist unvereinbar mit der Integration, mit EWG, mit der UNO» (S. 29). Sozialpolitisch zeichnet Frisch die Freiheitsgeschichte der Schweiz im Zeichen des «Verzichts auf Partizipation» als reaktionäres Aufrechterhalten einer Gesellschaftsordnung, die in Ursprung und Wesen mittelalterlichen Vorstellungen entspricht. Freiheit herrscht für ihn in der Schweiz nicht als historische Verwirklichung, sondern als mythologische Verfälschung der Geschichte.

Wie gestaltet Frisch nun seinen Ritter Konrad von Tillendorf? Er schildert ihn weniger als Politiker, eher als Ausländer auf einer Dienstreise, der sich in ein nicht eben freundliches Uri begibt. Frisch benutzt die Gelegenheit, den Widerspruch zwischen der kommerziellen Gastfreundschaft der Schweizer und ihrer Verdächtigung alles Ausländischen hervorzuheben. Nicht nur seine Hirten des Jahres 1291 halten jeden Besucher für einen «fremden Fötzel», der von Rechts wegen nichts in ihrem Tale zu suchen hat (S. 22). In einer diesbezüglichen Anmerkung erklärt Frisch: «Fötzel ist in der Innenschweiz heute noch, trotz Tourismus, ein gebräuchlicher Ausdruck; er bezeichnet eine apriori-Minderwertigkeit des Ausländers.» Lakonisch fügt er hinzu: «Über Xenophobie und Hotellerie besteht meines Wissens noch kein Standard-Werk.» Ursprung und Unwürdigkeit solchen widersprüchigen Verhaltens liegt in seiner kapitalistischen Motivierung. Frisch betont: «Devotheit gegenüber dem Ausländer, sofern er zahlungstüchtig ist, steht nicht im Widerspruch zur schweizerischen Eigenart» (S. 26). So werden geschichtliches Ereignis und zeitgenössisches Verhalten, imaginative Berichterstattung und kritische Anmerkung aufeinander abgestimmt.

Frisch unterstreicht die Höflichkeit seines Ritters. Auch darin unterscheidet sich der fremde Gast von den Einheimischen. Auf manche seiner höflichen Fragen erhält er von den Ansässigen keine Antwort (S. 9). Frisch zeichnet die Bewohner des Uri-Tales als mürrische, kleingebaute aber kräftige Typen «mit einem stechenden Blick». Wiederholte Male erwähnt er ihr unfreundliches Starren. «Eigentlich blickten sie einen nicht an», präzisiert seine Erzählung, «sie musterten» (S. 22). Immer wieder heisst es von diesem urwüchsigen Menschenschlag, dass er «glotzte, ohne zu sprechen» (S. 23). Damit äussert sich Frisch nicht allein über das Gebaren seiner Vorfahren (und ihrer heutigen Nachkommen), sondern motiviert zugleich das spätere Missverständnis zwischen diesem Volk von «Sonderlingen» (S. 90) und dem ratlosen Reichsvogt. Denn als ihm später mitgeteilt wird, ein Mann mit Armbrust und Bub habe den Hut auf der Stange nicht gegrüsst, entsinnt sich der Ritter einer vorangegangenen Begegnung und bemerkt lächelnd: «Du grüssest überhaupt nicht, ich weiss, das ist deine Art» (S. 84). In seinem *Tagebuch 1946–1949* hat sich Frisch in ähnlich imaginativ-historischem Bezug auf die mangelnde Höflichkeit seines andorranischen Protagonisten bezogen. Er definiert die Höflichkeit dort als eine Manifestation gesellschaftlicher Liebe. In seinem *Andorra* wie im *Wilhelm Tell für die Schule* ist der Mangel an Höflichkeit Ausdruck einer kritiklosen Selbstgerechtigkeit. Solches Verhalten führt von der lebendigen Offenheit des Möglichen zum erstarrten Bildnis des Endgültigen. Auch die Tell-Sage hat ein mythologisch erstarrtes Geschichtsbild, ein kritiklos übernommenes Freiheitskonzept bewirkt.

Frischs Ritter Konrad ist als Reichsvogt zugleich für die Rechtsprechung des Passtals Uri verantwortlich. Im Gegensatz zu den Urschweizern jedoch erkundigt er sich bei jeder Bezeichnung zunächst vorsichtig, ob es als Beweis «einen weiteren Zeugen gebe als Gott» (S. 31). Gerade bei Gerüchten und überlieferten Geschichten muss er sich immer wieder fragen: «Ist das wahr?» Auf die Geschichten des Pfarrers Rösselmann reagiert er folgendermassen: «Er hielt die Hand vor seine eigenen Augen, so entsetzt war er, wie sehr diese Waldleute immer im Recht sind . . .» (S. 32). In dem frühen Schauspiel *Die Chinesische Mauer* hat Frisch schon einmal einen Charakter gezeichnet, der sich immer im Recht wähnt: Hwang Ti, der diktatorische Himmelssohn. Es zeigt sich, dass die Vorstellung von Freiheit untrennbar mit der Vorstellung von Recht verbunden ist. Wenn Werner Weber also vom «Schutz unseres Rechtsstaates» spricht (Anmerkung 40), so scheint er in seiner Diskussion um die geistige und militärische Landesverteidigung von einem anderen Rechts- und Freiheitskonzept auszugehen als Frisch (S. 66–67). Die bekannte Hut-Zeremonie erklärt Anmerkung 47 als «ein Ritual mittelalterlicher Legalität» und fügt unter bissiger Anspielung auf das heutige Militär hinzu: «Solche Rituale des Grusses haben sich bis heute erhalten. Vgl. hiezu Dienstreglement der schweizerischen Armee» (S. 80). Auf solche Weise stellt Frisch erneut die thematische Frage, was für ein Recht und was für eine Freiheit gegenwärtig von dienstpflchtigen Schweizern verteidigt wird.

Den gefeierten Ungehorsam des Wilhelm Tell beschreibt die Erzählung aus der Sicht des Ritters als «leidigen Zwischenfall» (S. 83). Frisch nimmt dem Ereignis dadurch von vornherein das revolutionäre Pathos. Es herrscht kein Zweifel, wie der Reichsvogt auf den Vorfall reagiert hätte: «Ohne Publikum wäre es einfach gewesen: Gnade vor Recht.» (ebd.) Frisch betont, dass sich der Ritter «kaum über den Mann ärgerte» und durchaus willens ist, es als ein Versehen zu betrachten (ebd.). Nicht unerwartet, zeichnet Frisch den Tell als einen «Aussenseiter», so dass die Aufgabe des Reichsvogts vor allem darin besteht, als Rechtsvertreter festzustellen, «wie die Mehrheit sich zu dem Aussenseiter verhielt» (S. 85). Frischs Wilhelm Tell ist also im wesentlichen eine Gestalt, die seinem Andri in *Andorra* und damit seinem Marion aus dem *Tagebuch 1946–1949* durchaus ähnlich ist. Bezeichnenderweise heisst es über diesen Tell, dass er «es in der Gesellschaft auch nicht immer leicht hatte» (S. 86). Auch im folgenden wird er unmissverständlich als «Sonderling» bezeichnet (S. 90). Tells öffentliches Verhör erweist sich als ein einziges Missverständnis, sein (nicht ausgeführter) Apfelschuss als angeberische Dummheit. Frisch fasst die Ambiguität dieser mythologischen Freiheitsgestalt in der rhetorischen Frage zusammen: «Was geht im Hirn eines Mannes vor, der auf Äpfel zu schiessen pflegt!» (S. 110).

Nicht einmal die Möglichkeit, dass es sich hierbei um einen Irren, zumindest aber um einen unter dem Föhn leidenden «Choleriker» handeln könnte, wird ausgeschlossen. Die Erschiessung des Reichsvogts aus dem Hinterhalt wird bei Frisch zur verbrecherischen Tat eines «Meuchelmörders» (Anmerkung 74, S. 124). Einer der Knechte nennt den Schützen derb «Sauhund» (S. 117), eine Reaktion, die Frisch mit der «allgemeinen Empörung» seiner Landsleute vergleicht, dass die palästinensischen Attentäter, die in Zürich am 18. Februar 1969 «aus dem Hinterhalt ein startendes El-Al-Flugzeug beschossen, sich auf Wilhelm Tell berufen». Er meint: «Nicht zu Unrecht», denn «wie die schweizerischen Chroniken sie darstellen, entspricht» die Vogt-Tötung bei Küssnacht «den Methoden der *El-Fatah*» (S. 122). Auch damit hofft Frisch, die Notwendigkeit seines Unterfangens, die Freiheitsgeschichte des Schweizer Volkes zu entmythologisieren, zu veranschaulichen. Sein *Wilhelm Tell* ist nichts geringeres, als der Versuch, die Geschichte umzuschreiben. Seine ernüchternde Darstellung der Tell-Sage will der «heute noch in der schweizerischen Volksschule gelehrt» Vorstellung ein Ende machen, «dass es sich dabei um eine rühmliche Tat handelte» (S. 123). In diesem Sinne möchte sein Buch zur Umschulung des Geistes beitragen.

Ogleich sich die Gegenwartsbezogenheit seiner Geschichte keineswegs auf die zahlreichen Anmerkungen beschränkt, gibt sich Frischs Dialektik dort am deutlichsten zu erkennen. Hier zeigt sich die ganze Fülle seines thematischen Bereiches, die Breite seiner imaginativ geschichtlichen Relevanz: Frisch bezieht die Ereignisse seiner Erzählung unmittelbar auf vorherrschende Probleme der heutigen Schweiz. So führt seine Tell-Sage zur unmittelbaren Auseinandersetzung mit der Überfremdung, der geistigen Landesverteidigung und der Nicht-Integration. Darüber hinaus kritisiert seine Geschichte die selbstgerechte Religion seiner Landsleute, geistlose Bauvorschriften, die «in einem Rechtsstaat dazu führen, dass das Gebäude abgerissen werden muss» (S. 48), Hausvorschriften eidgenössischer Strafanstalten, die eine «urschweizerische» Furcht vor «Neuerungen» widerspiegeln (S. 61). Frischs Erzählung schliesst eine soziologische Diskussion der volkstümlichen «Schiesskunst» ein, die, wie es in Anmerkung 54 heisst, «für den Schweizer mehr ist als nur ein Sport» (S. 102). So erweisen sich die Fussnoten seiner Gegen-Fabel als kritische Interpretationen des Autors, die sich direkt an die Gegenwart richten. Das kapitalistische Freiheitskonzept der Schweizer wird mit dem mythologischen Ursprung der Eidgenossenschaft in Bezug gesetzt. Das Ergebnis ist: entweder deutet der Mythos die Gegenwart oder die Gegenwart deutet den Mythos. Frisch betont denn auch einerseits, dass der Geist des Tell-Mythos noch heute sein Wesen treibt (vgl. insbesondere Anmerkungen 11, 13, 18, 28, 36, 38, 40, 46, 54, 59); andererseits lässt er die Gegenwart selbst den Mythos kommentieren: sachlich hebt er

hervor, dass «das überlieferte Tell-Wort . . . denn auch nie das Mass unserer Rede-Freiheit geworden» ist (Anmerkung 61). So fordert Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* nicht nur zu einer Umschulung der nationalmythologischen Freiheitsgeschichte auf, sondern zugleich zu einer Umwertung des gegenwärtigen Freiheitskonzeptes. Sein Buch bedeutet eine Reformation in der Heilsgeschichte der eidgenössischen Freiheitsreligion. Wie Gottfried Benn hat Frisch erkannt: «die Mythe log»; im Gegensatz zu Benn jedoch akzeptiert Frisch nicht nihilistisch den Verlust der (nationalen) Identität, sondern sucht eine Freiheit heraufzubeschwören, die für alle von gleich gültiger Verbindlichkeit ist, weil sie nicht einem nationalen Mythos, sondern der Unmittelbarkeit eigenen Erfahrens entstammt.

Wilhelm Tell für die Schule ist kein bitteres, bösertiges Buch. Es ist die Auseinandersetzung des grössten Schweizer Dichters seit Keller mit der Grundvoraussetzung menschlicher Würde: der Freiheit. Frisch weiss, dass individuelle Freiheit nur dort existieren kann, wo auch die Gesellschaft frei ist. So bleibt er auch hier seinem zentralen Thema treu: dem Zusammenfall der gesellschaftlichen und der individuellen Identität. Frischs Kritik an der Schweiz kann die ausländischen Schriftsteller nur beschämen, solange sie sich und uns die dialektische Gesellschaftskritik ihres Landes, ihres Volkes schuldig bleiben.

¹ Max Frisch, *Wilhelm Tell für die Schule*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1971.

ELSBETH PULVER

Das Zerredete literarisch gestalten

Zu vier Neuerscheinungen der schweizerischen Literatur

Man habe ein Problem zu Tode geredet, sagt man manchmal; man möge nichts mehr davon hören. Obgleich sich diese Abwehr häufig auf Fragen bezieht, die keineswegs gelöst, ja kaum zu lösen sind, ist sie nur zu gut verständlich. Denn wie nie zuvor stehen heute dem Menschen Möglichkeiten zur Verfügung, alle Themen, sie mögen ihn nun bedrängen oder nur